



X-Erfahrung“ vs. „Ganz-Sein-Wunsch“

Versuch einer vergleichenden Annäherung an Vorstellungen von Religiosität bei Erich Fromm und Dorothee Sölle

Otto Lüdemann

„X-Erfahrung“ vs. „Ganz-Sein-Wunsch“ wurde als Referat bei der Tagung der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft vom 20. bis 22. November 2009 im Europa-Gästehaus in Hamburg zum Thema „Wege aus der Entfremdung im Umgang mit Religion“ vorgetragen. Erstveröffentlichung in: *Fromm Forum* (deutsche Ausgabe), Tübingen (Selbstverlag – ISSN 1437-0956) Nr. 15 / 2011, S. 93-95.

Copyright © 2011 by Prof. Dr. Otto Lüdemann, Sportzenkoppel 21, D-22359 Hamburg; E-Mail: otto.luedemann[at-symbol]googlemail.com.

Die „X-Erfahrung“ im Sinne Erich Fromms und der „Wunsch, ganz zu sein“ im Sinne von Dorothee Sölle stellen einerseits unterschiedliche, andererseits aber doch in ihren wesentlichen humanistischen Wert- und Zielvorstellungen ähnliche Ausdrucksformen von Religiosität dar.

Diese werden zunächst auf dem Hintergrund der je besonderen biographischen Voraussetzungen der beiden Autoren, aber auch ihrer professionellen und wissenschaftlichen Erfahrungen und Orientierungen beschrieben.

Für beide gilt, dass sie Religiosität nicht primär als durch äußere Einflüsse wie Erziehung und Sozialisation, sondern vor allem als auf existenzielle menschliche Bedürfnisse gegründet ansehen. Bei Dorothee Sölle erweist sich ihre Prägung durch die Tradition „negativer Theologie“ (Maimonides) bestimmend, bei Fromm ist es sein analytisch-sozialpsychologischer Ansatz. Diese Prägung führt jeweils dazu, dass sie sich in unterschiedlichen „Sprachen“ artikulieren, Fromm mittels psychologischer bzw. psychoanalytischer Begrifflichkeit, Sölle mittels sprachlicher Metaphern und poetischer Sprache; in ihren Zielen sind sie sich jedoch im Wesentlichen einig.

Vorbemerkung

Im Untertitel dieses Beitrags spreche ich bewusst von „Vorstellungen“ und nicht von einem „Begriff“ von Religiosität, denn die Vertiefung dieser

Thematik dürfte sich trennscharfen Begriffsdefinitionen entziehen. Schon die Art und Weise wie beide, Erich Fromm und Dorothee Sölle, über ihre Vorstellungen von Religiosität sprechen, nämlich der eine z.B. bewusst offen als „X-Erfahrung“, die andere in verschiedenen sprachlichen Metaphern wie z.B. dem „Wunsch, ganz zu sein“ oder auch in poetischer Sprache, verweist auf Zugänge zum Thema, die sich nur schwer in Begriffen einfangen lassen; gleichwohl aber lädt dies zu einer vertiefenden Aneignung und Auseinandersetzung ein.

Biographische Hintergründe

Dazu gehört auch, dass wir uns zunächst kurz die unterschiedlichen biographischen Hintergründe und Voraussetzungen vor Augen führen, die bei Erich Fromm und Dorothee Sölle die Entwicklung von Vorstellungen über Religiosität geprägt haben dürften.

So weisen ihre Biographien große Unterschiede unter dem Aspekt ihrer persönlichen Zugehörigkeit zu etablierten Religionen und/oder ihrer religiösen Praxis auf: Nach Fromms Abwendung vom orthodoxen Judentum bereits als junger Mann hat er sich nie wieder explizit einer bestimmten Religionsgemeinschaft angeschlossen, auch wenn er bekanntlich zeitlebens offen blieb für spirituelle und religiöse Erfahrungen in einem weiteren Sinn und unterschiedlicher Provenienz.



Für Dorothee Sölles religiöse Orientierung in ihrer Jugend mag stellvertretend der folgende Satz aus ihrem Tagebuch als 17-jährige stehen. „Die neue Lehrerin ist umwerfend gut, leider Christ. Sie brachte mir bei, dass man seinen Verstand nicht an der Kirchentür abgeben müsste, um naiv, geistlos und demütig Christin zu werden.“ Diese Tagebuchnotiz deutet darauf hin, dass Dorothee Sölle keineswegs selbstverständlich über eine familiäre Erziehung und Sozialisation in den christlichen Glauben hineingewachsen ist. Vielmehr machte sie es sich aufgrund einer gewissen „rebellischen“ Natur selber und andern von Anfang an nicht leicht. Obwohl als protestantische Theologin habilitiert und als Honorarprofessorin in New York und später auch in Hamburg akzeptiert, verweigerte ihr die Amtskirche bis zuletzt einen offiziellen Lehrstuhl. Dazu passt dann auch die bereits im Einleitungsreferat zitierte Aussage von Fulbert Steffensky, ihrem zweiten Ehemann, der mit Blick auf ihren gesamten Lebensweg in seinem Nachruf betont, sie habe sich erlaubt, bezüglich der verschiedenen von ihr erwarteten Rollen immer genau „die je andere zu sein“. Um uns nun Fromms und Sölles Vorstellungen von Religiosität im engeren Sinne, d.h. auf der Ebene ihrer persönlichen, aber auch fachdisziplinären und begrifflichen Zugänge, zu nähern, wollen wir noch einmal genauer auf die Bedürfnisse schauen, von denen beide annehmen, dass sie die menschlich-existenzielle Grundlage von Religiosität bilden.

„Psychologische“ versus „theologische“ Vorstellung von Religiosität?

Dank Rainer Funks Beitrag wissen wir bereits, dass Erich Fromm die von ihm beschriebenen „existentiellen Bedürfnisse des Menschen“ nicht nur als Grundlage seines Menschen- und Gesellschaftsbildes versteht, sondern insbesondere zwei davon, nämlich „das Bedürfnis nach einem Rahmen der Orientierung“ und „das Bedürfnis nach einem Objekt der Hingabe“ als psychologische Voraussetzung einer allgemeinen, in der *conditio humana* angelegten, „Religiosität“ begreift.

Das bedeutet auch: Es gibt für Fromm weder einen theistischen Gottesbegriff noch eine Vorstellung von räumlicher oder zeitlicher

Transzendenz, etwa im Sinne eines „Jenseits“. Es geht ihm um ein psychologisches, nicht um ein theologisches Verständnis von Religiosität. Solche zunächst inhaltlich offene Religiosität kann ihrerseits aufgrund der Prägung durch vorherrschende Gesellschafts- Charakterstrukturen eine mehr oder weniger produktive – oder eben auch entfremdende und destruktive – Ausprägung auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen wie auch der sozialen Organisation in Gruppen oder Institutionen aufweisen. Entscheidend ist ferner, dass Fromm die genannten Bedürfnisse als solche nicht als religiöse Bedürfnisse bezeichnet. Vielmehr macht für ihn erst die besondere Antwort eines bestimmten Menschen auf die genannten zugrunde liegenden und miteinander verknüpften allgemein menschlichen Bedürfnisse die spezifische Religiosität dieses Menschen aus.

Von Dorothee Sölle wissen wir andererseits bereits, dass sie, im Unterschied zu Fromm, von einem spezifischen religiösen Bedürfnis ausgeht, das sie nicht auf andere Bedürfnisse zurückführt, und das sie u.a. z.B. näher als „Wunsch, ganz zu sein“ beschreibt. Dies scheint darauf hinzudeuten, dass es auch ihr um ein tief in der menschlichen Psyche verankertes Bedürfnis geht und nicht um ein moralisches oder theologisches Postulat, das von außen, etwa durch Erziehung und Sozialisation, an die Menschen herangetragen wird. Dennoch hätte sie wahrscheinlich darauf bestanden, ihr Verständnis von Religiosität nicht als ein psychologisches, sondern als ein theologisches, wenn auch in einem spezifischen Sinn, zu begreifen. Im Folgenden möchte ich versuchen, dies noch etwas genauer herauszuarbeiten.

Beispiele für das Leiden am „Nicht-Ganz-Sein“ und „Negative Theologie“

Im ersten Kapitel ihres Buches *Die Hinreise*, überschrieben: „Der Tod am Brot allein“, unterstreicht Dorothee Sölle ihre Überzeugung, dass das Leiden am „Nicht-Ganz-Sein“ im Grunde unserer aller Los als Menschen dieser Gesellschaft sei. Bemerkenswert ist dabei, dass die Vorstellung vom „Ganz-Sein“ nur indirekt über die Beschreibung „des Leidens am Nicht-Ganz-Sein“, d.h. über den daraus erwachsenden starken Wunsch, ganz zu sein, gelingt. Sie folgt damit dem Prinzip



der negativen Theologie, wie es erstmals bereits im Mittelalter von dem bekannten Theologen Maimonides vertreten wurde.

Dorothee Sölle schreibt: „Am Brot allein sterben wir, weil wir fürs Brot allein leben. Dieser Tod ist nicht natürlich, sondern gewaltsam, er tut den Lebenden Gewalt an. Ein angeordneter Tod, befohlen von der strukturellen Gewalt, unter der wir leben, und willig übernommen von unserer eigenen Sucht, lieber tot zu sein und zu töten, als uns den Gefahren des Lebendigseins auszusetzen.“

Wir haben es hier offensichtlich mit einem Verständnis von Religiosität zu tun, welches unser Leiden als Menschen und unsere tiefe gesellschaftliche Entfremdung ernst nimmt, allerdings auch zugleich ein Zeichen der Hoffnung auf deren Überwindung setzen möchte. Worin besteht dieses Zeichen der Hoffnung, oder in andern Worten: Welche positive Formulierung gibt Dorothee Sölle der von ihr gesuchten und offensiv vertretenen Religiosität? An Stelle einer Definition möchte ich an dieser Stelle zunächst eines ihrer Gedichte zitieren, denn sie liebt es, auf solche Fragen statt mit Definitionen in poetischer Sprache zu antworten. Das dazu von mir ausgewählte Gedicht trägt den Titel:

Ein hochzeitsgedicht

Zwei personen können
laut urteil des bundesgerichtshofs
noch keine kriminelle vereinigung
im sinne des strafgesetzbuches
bilden

Zwei personen können
laut annahmen der bergpredigt
noch keine veränderung
im sinne der gerechtigkeit schaffen

Zwei personen können
laut erfahrungen mit liebe die ich kenne
sich so vereinigen dass sie
im sinne der uns überkommenen hoffnungen
mehr werden als zwei

Zwei personen können
wenn sie menschen werden miteinander
das strafgesetzbuch widerlegen

und eine kriminelle vereinigung
im sinne des kriminellen von golgatha
bilden

Ich denke, das Gedicht bedarf keiner umfänglichen Interpretation, denn entweder spricht es in seiner ebenso provokativen wie poetischen Logik für sich oder erschließt sich überhaupt nicht. Deutlich dürfte sein, dass die explizite Bezugnahme auf Christus keinesfalls in einem traditionellen religiösen Verständnis auf den Gekreuzigten verweist. Die zentrale – nicht übersehbare, obwohl erst im letzten Vers klar formulierte – Botschaft bezieht sich nicht auf Christus, sondern auf das, was „zwei personen können wenn sie menschen werden miteinander“. Ganz unwichtig ist der „kriminelle von golgatha“ freilich dennoch nicht. Immerhin gründen die beiden eine kriminelle Vereinigung in seinem Sinne. Theologisch wäre das wohl „Nachfolge Christi“; könnte man es vielleicht auch einfach Leben im Geiste des Humanismus nennen?

„X-Erfahrung“ vs. „Wunsch, ganz zu sein“

Wie dem auch sei – die Frage bleibt: Warum hält Dorothee Sölle beharrlich an der Metapher Christus und an all den andern Metaphern, die sich auf sein Leben, Leiden und Sterben oder sonst auf die Bibel beziehen, fest? Dazu noch einmal zurück zu Erich Fromm: Er spricht nämlich in dem Buch *Ihr werdet sein wie Gott* über das bereits Gesagte hinaus von Religiosität auch als „X-Erfahrung“. Bemerkenswert ist dabei, dass die X-Erfahrung dort nicht mehr als Antwort auf bestimmte zugrunde liegende Bedürfnisse, sondern selbst als eine fundamentale existenzielle Herausforderung erscheint, etwa „als ein Loslassen des eigenen ‚Ich‘, der eigenen Gier und damit der eigenen Angst...“ oder auch: „Die X-Erfahrung kann man auch als eine Erfahrung der Transzendenz bezeichnen.“ (GA VI, S. 119.) Dabei geht es nicht um eine in einem herkömmlichen metaphysischen Sinn auf Gott gerichtete Transzendenz, sondern um „Transzendenz als menschliches Phänomen“, d.h. „dass man sein Ich transzendiert, dass man das Gefängnis seiner Selbstsucht und Isolierung verlässt“. Noch deutlicher wird dies in den folgenden Sätzen:

„Die X-Erfahrung, ob theistisch oder nicht,



ist durch die Verminderung – und in ihrer vollkommensten Form durch das Verschwinden – des Narzissmus gekennzeichnet. Um offen für die Welt zu werden, um mein Ich zu transzendieren, muss ich fähig sein, meinen Narzissmus zu reduzieren oder aufzugeben. Ich muss außerdem alle Formen der inzestuösen Fixierung und der Gier aufgeben, ich muss meine Destruktivität und meine nekrophilen Tendenzen überwinden. Ich muss fähig werden, das Leben zu lieben.

Außerdem muss ich ein Kriterium besitzen, um zwischen einer falschen X-Erfahrung, die in Hysterie und anderen Formen seelisch-geistiger Krankheit wurzelt, und der nicht pathologischen Erfahrung der Liebe und Vereinigung unterscheiden zu können. Ich muss eine Vorstellung haben von der echten Unabhängigkeit und muss unterscheiden können zwischen einer rationalen und einer irrationalen Autorität, zwischen Idee und Ideologie, zwischen der Bereitschaft, für meine Überzeugungen zu leiden und Masochismus.“

Nehmen wir diese umfassende Frommsche Beschreibung von Voraussetzungen der „X-Erfahrung“ einerseits und Sölles Beschreibung ihres „Leidens am Nicht-Ganz-Sein“ andererseits, so wird deutlich, dass beide ihre Religiosität aus einer vergleichbaren existenziellen Betroffenheit heraus artikulieren, beide sehen auch die Notwendigkeit eines Loslassens des Ich und der liebenden Hinwendung zum Leben als einem Ganzen mit all seinen Höhen und Tiefen.

Warum aber hält Dorothee Sölle an Metaphern wie z.B. der von der Nachfolge Christi fest, während Fromm schlicht das Ideal einer humanistischen Religiosität vertritt? Geht es auch ihr, wie Rainer Funk mit Blick auf mythologisch denkende Religionen meint, um die Deutung des Lebens als Handeln eines Jenseitigen, als Ge-

schenk und Gnade?

Als Handeln eines Jenseitigen gewiss nicht. Dafür ist ihr Glaube zu diesseitig. Als Geschenk und Gnade vielleicht schon, aber wäre das dann etwas grundsätzlich Anderes als Fromms „Loslassen und Transzendieren des Ichs“?

Fromm ist überzeugt: „dass die Analyse der X-Erfahrungen sich von der Ebene der Theologie auf die der Psychologie und speziell der Psychoanalyse verschiebt, und dies vor allem deshalb, weil es notwendig wird, zwischen bewusstem Denken und gefühlsmäßiger Erfahrung zu unterscheiden, ob das in adäquaten Begriffen ausgedrückt werden kann oder auch nicht. Zweitens deshalb, weil die psychoanalytische Theorie die Möglichkeit gibt, diese unbewussten Erfahrungen, die der X-Erfahrung zugrunde liegen oder die ihr andererseits zuwiderlaufen und sie blockieren, zu verstehen.“

Dorothee Sölle ist weder Psychologin noch gar Psychoanalytikerin und möchte dies wohl auch gar nicht sein. Andererseits kann und will sie nicht darauf verzichten, angemessen auf ihre eigene Betroffenheit zu reagieren. Hinzu kommt, dass sie sich, trotz aller kritischen Distanz gegenüber kirchlichen Institutionen, in der jüdisch-christlichen Tradition verwurzelt weiß. Wenn sie Menschen erreichen will, die wie sie in dieser Tradition stehen, dann muss sie auch ihre Sprache sprechen.

Den Ausweg aus diesem Dilemma findet sie in der ihr eigenen, teils theologischen, teils poetischen Sprache. Wir haben es also m.E. bei Texten von Dorothee Sölle und Erich Fromm mit unterschiedlichen Sprachen zu tun, die ihrer je unterschiedlichen persönlichen und professionellen Biographie geschuldet sind. Im Ziel dürften sie sich gleichwohl im Wesentlichen einig sein.